Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 13 (1909)

Artikel: Die asiatische Türkei in Fischers Reiseskizzen
Autor: E.Z.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571728

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

alternden Mann geradezu: es hat ihn so „heimatlich angemutet“ auf einer kleinen Reise, daß er sich fortan gerne einen „deutschen Patrioten“ nennt, „gut deutsch“ empfindet und einmal gar in den Ruf ausbricht: „Wir Deutsche sollen einmal unzweifelhaft ein großes Volk werden!“ Zum Teil beruhten diese Gefühle auf einer gewissen Dankbarkeit: „Sie wissen,“ schreibt er u. a. an Professor Hugo Blümner, „wieviel ich Deutschland, woher mir so viele Ermutigungen gekommen sind, zu danken habe...“ Aber es war nicht allein das, was Meyer in die Kreise deutschen Lebens hineinzog: der Dichter, dem schon in Paris klar geworden war, daß er „die ernste (geistige) Nahrung“, wornach ihn verlange, „nur in Deutschland“ finden werde, empfand es sehr bewußt, daß es für den Deutschen und Deutsch-Schweizer nur eine Heimat, nur ein Vaterland in kultureller Hinsicht gebe. Denn er fährt in dem genannten Schreiben fort: „Aber auch ganz abgesehen von meinem persönlichen Verhältnisse zur deutschen Literatur habe ich die allgemeine Ueberzeugung, daß Zusammenhang und Anschluß an das große deutsche Leben für uns Schweizer etwas Selbstverständliches und Notwendiges ist. Ja, ich habe die Stärkung dieses Bedürfnisses stets als den genauen Gradmesser gründlicher Bildung betrachtet. Es ist ein unermeßliches Gut, daß wir, unbeschadet unserer Eigentümlichkeit, einem weiten sprachlichen Gebiete und einer großen nationalen Kultur angehören und uns nicht, wie etwa die Holländer, in einem engen partikularen Kreise bewegen.“ Keineswegs artete dieses sprachliche und kulturelle Gemeinsamkeitsgefühl dem Sohn der freien Schweiz, der die politische Freiheit einmal „das edelste der irdischen Güter“ nennt, in den charakterlosen Gedanken der Darangabe von Landesart und staatlicher Selbständigkeit aus: Meyer hat die Linie, die in der Pflege deutschschweizerischer und schweizerischdeutscher Gemeinsamkeiten nicht überschritten werden darf, selbst sehr fest gezogen. „Der Schweizerische Schriftsteller,“ schrieb er als Autograph in ein „Selbstschriften-Album des deutschen Reiches“, „soll das Bewußtsein der staatlichen Selbständigkeit seiner Heimat und dasjenige ihres nationalen Zusammenhanges mit Deutschland in gleicher Stärke besitzen.“ Daß es Meyer hierbei um eine ostentative Kundgebung zu tun war, beweist seine Erwartung, daß man in Berlin seine „schweizerisch-patriotische Maxime im Stillen beseitigen“ werde.

Bei soviel Objektivität in Dingen des patriotischen Empfindens ist es nicht verwunderlich, daß der Dichter seine Landsleute ohne den kleinsten idealisierenden Pinselstrich in den Werken dargestellt hat. Der Schweizerhauptmann Boccard und der Hugenotte Schadau, der zweimal wiederkehrende Werdmüller, der Pfarrer und der ungelenke Jüngling Pfannenstiel im „Schuß von der Kanzel“, der karrierelustige Herr Waser, der Erzphilister Dr. Fortunatus und Fausch, der harmlose Dicke im „Jenatsch“, und endlich Zgraggen, dem über das Geschenk einer gefüllten Börse der Verstand still zu stehen droht — sie alle sind mit ihren sympathischen und unsympathischen Seiten erträgliche, aber keineswegs irgendwie imponierende Menschen. Einzig die Riesengestalt des Jürg mit seiner an Wahnsinn grenzenden Vaterlandsliebe ist unter Meyers Schweizergestalten ein Mensch von heldischem Wuchs. Am indiskretesten, aber allerdings ohne anklägerische Galligkeit, hat Meyer in dem Gedicht „Alte Schweizer“ über seine Landsleute aus der Schule geplaudert: „Doch werden wir an den Moneten gekürzt, Wir kommen wie brüllende Löwen gestürzt...“ ein Thema, das übrigens bei Meyer variiert wird. Indessen, diesen Schweizern Leos XIII. stehen „Die Schweizer des Herrn Tremouille“ nicht unvorteilhaft gegenüber — auch hier hat des Dichters ausgleichende Gerechtigkeit für eine angemessene und wirklichkeitsgetreue Verteilung von Licht und Schatten gesorgt.

Die mehr passive Eigenschaft der Gerechtigkeit, die Meyers dichterisches Gestalten wie auch seine menschlichen Beziehungen zum Leben durchdringen, geht nun in eine schöne Aktivität über, wo er sich wollenden Menschen gegenüber fühlt, die die Liebe besitzen wie er. Meyer ist eine gütige und von tiefem Wohlwollen beseelte Natur. „Es fiel ihm nicht leicht,“ sagt Adolf Frey, „eine Bitte abzuschlagen, die er mit gutem Gewissen gewähren konnte; vielmehr entsprach es seiner Güte, Freundliches zu sagen und zu erweisen, wie es namentlich in der privaten Beurteilung poetischer Produktionen zu Tage trat, womit er häufig genug behelligt wurde...“ Da er selbst viel litt, quälte ihn das Leiden anderer. Sein Mit-Leiden erstreckte sich bis auf die Kreatur: „Du zertrittst ja die armen kleinen Tierchen!“ konnte er auf seinen Spaziergängen der Schwester wohl zurufen, ihr plötzlich in den Arm fallend. Die ganze Liebe des Meisters und Menschen Meyer hat Adolf Frey erfahren, der als der ersten einer der Muse des Verehrten allgemeine Anerkennung zu verschaffen suchte. Meyer lebt sich hier — der stattliche Fünfziger mit dem jungen Studenten — in ein halb väterliches, halb freundschaftliches Verhältnis hinein, für dessen Herzlichkeit er warme Töne findet, indem er die ihm sonst eigene Reserve fast gänzlich fahren läßt. Er findet es „hübsch, wenn Jugend und Alter so glimpflich mit sich umgehen“, er ist seinem jungen Freunde, den er, als einen Anfänger in der Schriftstellerei, mit Rat und Tat kräftig unterstützt, „herzlich zugetan“ — eine Liebe, die nicht schöner und besorgter schlägt, als da Frey in Leipzig schwer erkrankt und Meyer sich mit Keller zu beraten sucht, was zu tun sei, der Mutter des Erkrankten Mitteilung zu machen... Wie er dem jungen Frey als Mensch und nicht als berühmt werdender Autor, als Künstler, als Literaturpapa usw. gegenübersteht, so begrüßt er die Genesung des vom Krankenlager Aufgestandenen: „Glauben Sie mir, lieber Herr und Freund, Ihre Gesundheit geht mir über die ganze gesegnete deutsche Literatur mit allen ihren Epochen und Handbüchern!“

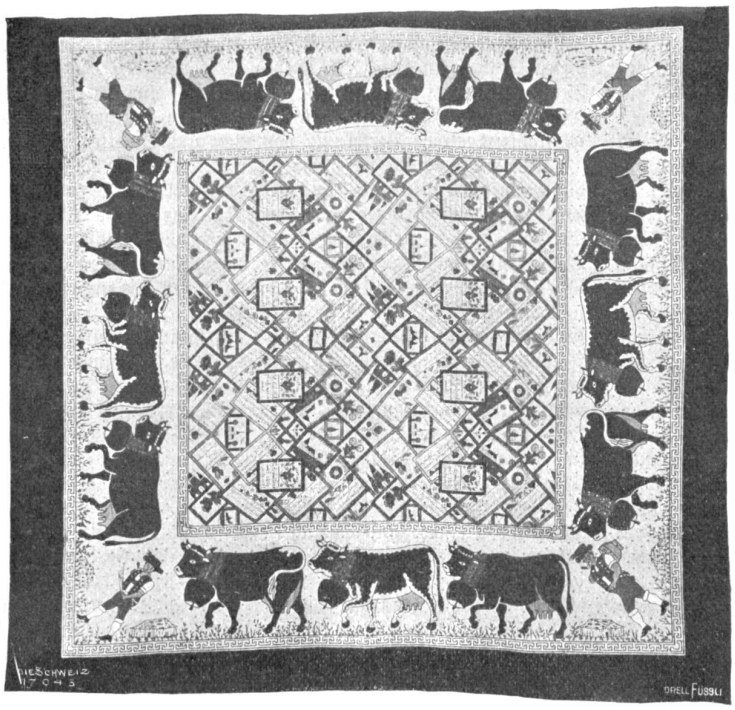
Das Menschsein ging Meyer hier wie überall über das Künstlersein. Aus seiner schönen Menschlichkeit wächst ihm das Leben, dem das Schicksal allzu unstarke Fundamente legte, zu einem erhabenen Kuppelbau, auf dessen ruhigen Linien das Auge gern verweilt, in dessen edel gestaltetem Innern man sich von dem Streit des Tages gern erholt. Aus seiner schönen Menschlichkeit fließt ihm die Kunst, die, ein gesteigertes Ebenbild seiner selbst, in noch höherem Maße als sein Leben die edeln Linien, die schönen Formen und Gehalte, das tapfer und treu gestaltete Ganze seiner verehrungswürdigen Persönlichkeit spiegelt und darum dem unzeitgemäßen Menschen vor allem ein Gegenstand des Feingenusses und der Auferbauung ist und bleiben wird. Leben und Kunst sind bei Meyer zu einer Einheit geworden: hinter beiden steht ein strebender Mensch, der sie in zähem Ringen bewußt in einem schönen Sinne gestaltet — er war ein Mann, nehmt alles nur in allem...

Adolf Teutenberg, Zürich.

Die asiatische Türkei in Fischers Reiseskizzen.

Das große oder größte politische Ereignis des Jahres 1908 ist, der Tragweite nach — neben des Kaisers letztem Interview — doch wahrscheinlich der Schritt, den die Balkan- oder weiter gefaßt die Orientalische Frage getan hat. Die Revolution, die man, besonders bei uns, gern mit Regeneration bezeichnet, hat die nähere oder fernere Zukunft der türkischen Gebiete wieder in den Vordergrund des Interesses gestellt, dem sie eine Weile entrückt schien. Schien. Denn das Bewußtsein, daß sie bei der leisesten Regung alle andern Probleme der Gegenwart sofort wieder dominieren würden, ist doch der Allgemeinheit keinen Augenblick abhanden gekommen.

Was dem Türken an tatsächlichem Besitz geblieben, scheint



Toggenburger Sennentracht. Sennennastuch, das, diagonal zusammengelegt, als Schmuck um den Leib getragen wird.

er jetzt in neuer Gestaltung seines Staates fester als je zusammenfassen zu wollen. Ob ihm dies nun gelinge oder ob der heut im Gang befindliche Prozeß der Anfang vom Ende, der definitiven Aufteilung in der oder jener Form, unter dem oder jenem Namen sein werde, jedenfalls liegt der Anlaß vor, auch für neutrale und bescheidenere Faktoren wie die Schweiz, die Entwicklung der Dinge in einem der letzten freigebliebenen Felder für europäischen Unternehmungssinn aufmerksam zu verfolgen und sich über die Verhältnisse zu orientieren. Solches Studium der Zustände wird überdies dem Verständnis der heutigen Vorgänge und ihres Ursprungs sowie der Beobachtung des weitern Verlaufs zu Hilfe kommen. Denn gar manches, was uns vag bekannt ist, gewinnt von Einzelfall zu Einzelfall ein Leben, ohne das wir die Gesamterscheinung nie ermessen können, durch das wir hingegen wirklich zu deutlichen Begriffen gelangen.

Den Begriff von der bodenlosen Versumpfung des Reiches und von den Schwierigkeiten einer lebensfähigen Neuschaffung vermittelt einem schon die Lektüre eines ganz unscheinbaren Büchleins, das nicht mit politischen Ansprüchen auftritt, sondern ganz einfach ein Reiseführer sein will, und zwar nicht für Bildungsreisen in humanistischem Sinn, sondern eben in erster Linie für den Geschäftsmann, dessen Unternehmungsgeist der Orient lockt. Mit andern Worten: wir möchten einem Hilfsmittel, das in den Kreisen, für die es geschrieben ist, anerkannt und geschätzt keiner Propaganda mehr bedarf, ein Publikum über diese Kreise hinaus gewinnen, da sich mehr daraus lesen läßt, als es seiner rein praktischen Absicht nach zu geben bestimmt ist. Es läßt sich für den, der Augen hat zu lesen, nicht mehr und nicht weniger ernten als ein Stück Kulturgeschichte der Gegenwart, zusammengesetzt aus anschaulichen Bildern, aus ökonomischen, kulturellen, psychologischen Notizen. Den Reiz eines der schönen Reisewerke kann dieses Hundert Seiten nicht beanspruchen. Dazu ist es viel zu nüchtern gehalten. Fein geschrieben ist es auch nicht. Manches an den temperamentvollen Kommentaren des Verfassers würde man ihm gerne schenken. Das Historische ist mehr als dilettantisch. Aber darauf kommt es uns ja hier nicht an. Dafür gibt es andere Werke. Was uns aber diese selten, und je vornehmer und schöner sie sind, desto weniger geben dürften und was wir gerade in Fischers Führer wohl oder doch am meisten um seiner Nüchternheit willen finden, ist das drastische Gefühl, wie jedes von uns selbst da stünde, fühlte, dächte und sich hälfe. Und das ist doch wohl der Punkt, der das Großteil des Publikums bei einer Landes- und besonders einer persönlichen Reisebeschreibung am meisten interessiert. Aus dieser Art des Hineinversetzens mag sich dann auch vom Einzelnen zum Ganzen fortschreitend die Summe von Vorstellungen entwickeln, die wir unserm persönlichen Verhältnis zum Gang der Dinge zugrunde legen. — Die Broschüre heißt: Durch die Asiatische Türkei, Land und Leute (Zürich, Schultheß). Der Verfasser führt uns durch Syrien, Palästina und Kleinasien. Es sind nicht die ersten seiner „Reiseskizzen". Zwei andere Bändchen haben Unterägypten und Nordafrika (Marokko, Algerien, Tunis, Tripolis) zum Gegenstand. Sie sind von der in- und ausländischen Presse mit dem gleichen Beifall aufgenommen worden. Fischer kennt sein Mittelmeer. Er hat es als Kaufmann kennen gelernt als Vertreter der heimischen Industrie. Daher seine selten so trefflich gebuchte Erfahrung in Münz- und Zolldingen. Was er davon berichtet — es liest sich so phantastisch wie ein Roman — läßt einem eine Ahnung aufsteigen von der praktischen Seite des „bunten Orients". Für den Fachmann ist dieser Teil seiner Auskünfte geradezu unentbehrlich. Die kurze Zeit, die ihm zwischen seiner geschäftlichen Betätigung verbleibt, verbringt er mit Ausflügen, Beobachtungen und deren Schilderungen, die nun uns andern zu einer Quelle der Belehrung und Unterhaltung zugleich werden. Illustrationen der hauptsächlichsten Plätze und eine Karte vervollständigen seine interessanten Mitteilungen.

Ab und zu beschleicht uns ein Gruseln. Der Humor, die Komik, werden sie nicht teuer bezahlt? Unser Führer hat sie. Ob er sie im Anfang seiner zehnjährigen Orientpraxis auch besessen, verrät er uns nicht. Es schaut aber soviel Stoizismus und Resignation durch, daß man das Gefühl nicht los wird, man habe es mit einem Abgehärteten, Hartgesottenen zu tun, der nicht ohne Sympathie mit seinen Nachfolgern unter den Lesern diese Stücklein und Bildlein zum besten gibt. Stellenweise verrät er es selbst, daß er auch sein Lehrgeld bezahlt hat. Eins ist, natürlich wie es scheinen mag, hervorzuheben. Dieser Mann, der doch wahrhaftig nicht als Pilger, sondern als Schüler Merkurs die geweihten Stätten mitnimmt, er widmet ihnen eine Aufmerksamkeit und soviel von seinem kargen Raum, daß man fast von Andacht reden könnte, stände derlei Gesinnung seinem Wesen nicht gar so fern. Jerusalem nimmt den größten Raum ein bei diesem Geschäftsreisenden. Er schaut es auf seine Weise. Aber er kann sich nicht satt sehen an diesem absonderlichen Leben. Man muß das lesen, wie er das heutige Jerusalem als eine Hauptstadt der Welt, freilich ganz eigener Art, als ein Stelldichein der Völker vor uns erstehen läßt.

E. Z.